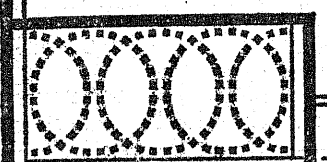
Lodzer Frauen-Zeitung



Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung

Mittwoch, den (1.) 14. Mai 1913.

Einsendungen mögen an die Redaktion der „Neuen Lodzer Zeitung" mit dem Vermerk: „Für die Lodzer Frauen-Zeitung" gerichtet werden.

Miralde Wenig.

Humoreske von Edela Rüst.

Miralde Wenig flickte bei uns wie sie in wohl vielen anderen Familien allwöchentlich oder allmonatlich mal von 9 bis 8 das Weißzeug, Rockränder, Socken oder Hosenböden, je nach Bedarf flickte. Sie war was man so ein „Gebäude" nennt. Und der Name „Wenig" schien ihr selbst unzureichend, denn sie ignorierte ihn möglichst, und hielt darauf mit ihrem klangvolleren eine gewisse Fülle verratenden Vornamen „Fräulein Miralde" benannt zu werden.

Daher verlor sich das „Wenig" dahinter ganz allmählich, und das „Fräulein" vorher wegen der Langatmigkeit auch, und es blieb einfach „Miralde" übrig. „Die Miralde" hieß sie, wenn man von ihr sprach, und zu ihr selbst sagten die alten Kunden ungeniert: Miralde! Und wenn man etwas extra von ihr wollte, hieß sie allemal: Miraldchen! „Mit 'ne arbeitende Person wird nicht viel Umstände gemacht. Das könnten sich Eltern merken, wenn sie ihre Töchter so 'ne Namen jeben, die nich hinten, nich vorne zu se passen", machte sie ab und an ihrem Herzen Luft, um Mitleid zu erregen, wenn sie etwas extra von uns wollte. Abgelegte Sachen konnte sie immer brauchen, oder eine Düte mit Obst oder Kuchen zum mit nach Hause zu nehmen. Denn: „Das muß nu mal jesagt sein, alles was man so bei die Herrschaften vorjesetzt bekömmt, is ja erstklassig wunderschön. Aber darüber jeht nu mal überhaupt nischt! Das is doch klar! Das schnuggelt man eben als freier Mensch. Wohinjegen bei die Herrschaft am Tage, da is es man meist 'ne Hetz zwischen Sock und Hosenboden. Man muß nur immer zusehen, daß man sich nicht verschlucken tut, wodurch die Arbeit länger ruht, als es auch die allerbeste Herrschaft lieb is!"

Sie gab so im Laufe des Tages reichlich ihre „Tips". Sie wünschte richtig verstanden und nicht unterschätzt zu werden. Wenn sie auch nie „ausverschämt und gesetzwidrig" wurde, was sich für „'ne arbeitende Person nu mal in dieser Welt nich schickte, wollte sie nicht hungern!"

Ich werde es nie vergessen, welchen Eindruck es machte, als sie in unser Haus kam, und noch ehe sie den Mantel aushatte, die Tür zur Küche öffnete und meldete: „Kaffee trink' ich nicht! Machen Sie mir man zwei ordentliche Tassen Kakao — aber mit Milch gekocht! Die Leute denken immer, für 'ne arbeitende Person is mit Wasser gut jenung. Aber da bin ich eigen — ich trink den Kakao einfürallemal nur mit Milch!"

Die Köchin kam voller Empörung nach vorn gelaufen, und schlug sofortige an die Luft-Setzung dieser ordinären Person vor.

Aber ich hatte ja gehört, daß Miralde Wenig ein Original sei, und behielt sie am selben Morgen, seit welchem sie nun an die zehn Jahre im Hause als ein beständigendes Zubehör aus und ein geht, und sich ihre Originalitäten, sub rosa mit dem allerdämlichsten Kalmückengesicht dieser Welt, erlauben darf.

„Ja" — variierte sie das öfteren — „für 'n gutes Zugerichte der Tafel hab' ich auch so meine Schwäche. Feines Geschirr und das Silber blitzeblank, das kann mir gefallen! Schon meine Mutter hat immer gesagt: Miralde, gewöhne dir nicht so die Eleganz an, denn du wirst sie, wenn du alt bist und nicht mehr mang die Herrschaft geh'n kannst, zu schmerzlich entbehren. Und da hat sie recht behalten. Kartoffel und Hering, aber auf 'n feinen Teller und mit 'n silbernes Besteck! Und ein jeschliffenes Wasserglas und 'ne echte Tasse mit „Zum Gedenken" und 'n dicken Goldraud — Das ist so mein Ideal! Aber natürlich, 'ne arbeitende Person soll zufrieden sein mit 'n alten Scherben und blankgescheuertes Blech. Hart is es, aber es is nich anders!"

Und dann seufzte sie zum Erbarmen, wischte sich Tränen aus einem Auge, und schnäuzte sich vernehmlich.

So erfuhr sie denn, daß Tränen und Seufzer nicht immer ungesehen und ungehört verhallen. Im Laufe der Jahre hatten sich bei ihr acht Porzellantassen mit „Zum Gedenken" und anderen Inschriften mit Goldornamenten, Teller und Schüsseln angesammelt.

Neben nützlicheren Geburtstags- und Weihnachts-Gaben fiel denn auch stets etwas zum Löschen des Schönheitsdurstes ab.

„Porzellan und Hauswäsche is nu all meist jenug, aber — mit das Silber hapert's sehr!" äußerte sie sich dann schließlich.

Wir „Herrschaft" hatten uns aber das Wort gegeben: Silber kriegt sie nicht von uns! In Neusilber besaß sie nun auch schon allerhand „Notwendigkeiten". Noch ein paar Teelöffel, und dann machten wir mit dieser Geschenk-Art Schluß — sie war mit allem schon reichlich für zwei „möblierte Herren" ausgestattet, welchem Erwerbszweig sie sich ja einige Jahre später hinzugeben gedachte. Sie nahm zwar das „Neusilber" andauernd als „persönliche Geringschätzung" auf, aber wir blieben in diesem Punkte ebenso andauernd taub und blind. —

Da verschwand mir eines Tages ein silberner Eßlöffel, und einige Zeit darauf wurden zwei silberne Teelöffel vermißt. Ich hatte Mädchenwechsel und damit verbundene Unruhe und Aushilfskräfte im Hause gehabt. Als der Verlust festgestellt wurde, war es schwer zu ergründen, wann die Sachen sich aus der Wohnung entfernt hatten. Natürlich kam zunächst



Wunder.

Daß die Lerchen wieder singen,
Daß sich Schmetterlinge schwingen,
Gelb und schwarz mit goldnem Saum,
Daß die grünen Gräser treiben,
Auch nicht eins zurück will bleiben,
Man glaubt es kaum.

Daß sie bricht, die starre Binde,
Daß die lauen Abendwinde
Knospen ziehn aus Busch und Baum,
Daß die Amsel tiefe, volle
Töne durch die Wälder rolle,
Man glaubt es kaum.

Daß man durch die Luft so milde,
Kinderscharen, liebe, wilde,
Jauchzen hört im fernen Raum —
Lang im dumpfen Haus gesessen,
Aber schnelle, schnell vergessen —
Man glaubt es kaum. . .

Friedrich Theodor Fischer.

die Aushilfe in Verdacht und das fortgezogene Mädchen. Aber schließlich, sollte man Anzeige machen und Haussuchungen vornehmen lassen auf einen vagen Verdacht hin? Es waren ja auch Handwerker und der Kohlenmann in den Tagen aus- und eingegangen, und auch Miralde Wenig hatte sogar ausnahmsweise zwei Tage hintereinander genäht. Auf Miralde hatte ich natürlich nicht den geringsten Verdacht. In all ihren langen Dienstjahren war nie auch nur ein Knäuel Garn unter ihren Händen verschwunden. Als sie von den Löffeln hörte, war ihr erstes Wort: „Na, ich hab' se aber nich! Gottbewahre ich hab' se nich!"

Ich gab mir alle Mühe ihr auszureden, daß jemals auch nur der Schatten eines Verdachtes gegen sie in meiner Seele Platz gegriffen. Und so in ihrer unangetasteten Ehrenhaftigkeit simulierte sie nun unaufhörlich: „Wer se woll hat die Löffelchens? Ich denk' immer die hat die Minna (die Aushilfe) ... Die hat so was in die Augen, als ob sie nehmen könnte! Sie is so katzenfreundlich ... der trau ich nich!" Dann erzählte sie hundert Geschichten wie in anderen Häusern silberne Löffel verschwunden waren und nie mehr wiederkamen. „Ja, wenn so was mal Beine kriegt, denn findet es wol zum Haus raus, aber nicht wieder rein! Es is zu viel Raubgesindel in der Welt. Und das raffinierte is, daß so'n Volk denn nimmt, wenn noch andere anständige arbeitende Personen im Haus anwesend sind — da verteilt sich der Verdacht so schön — — das nutzen sie aus die Rackers!" Eines Morgens kam sie an: „Ich hab vorm Haus die Minna getroffen. Ich mußte immer denken: Du Diebeskrete hast die silbernen Löffeln. Gar nicht ansehen konnte sie mir — — das schlechte Gewissen sprang ihr man so aus die Augen. Als ich von die Löffel anfing, schrie sie gleich: „Wer weiß, wer die Löffel hat! Und wer se hat, der sagt es nich! Und was geht's mir überhaupt an — ich fühle mir nicht verdächtig!"

So 'ne freche Person! Ich sagte ja noch gar nicht, das sie sie hätt'. Aber daß sie sie hat is doch klar! Und so ging das noch Jahre lang immer: „Wer die woll hat?" oder „Hat die Minna sie wirklich immer noch nich retour gebracht?" Bis ich mir den Kohl endgültig verbat. Silberne Löffel kommen eben überall mal weg, und man dankt dann immer noch seinem Schöpfer, daß es nicht an die Brillanten gegangen ist, falls man welche hat.

Lange, lange danach verunglückte Miralde Wenig auf der Straßenbahn. Sie mußte monatelang das Haus hüten, konnte aber wenigstens bald bei sich zu Hause Näharbeit machen. Wir halfen und sorgten alle, daß sie außer einigen physischen Unbequemlichkeiten keinen Schaden und gute Verpflegung hatte. Um ihr eine besondere Ueberraschung und Wohltat zu erweisen, machte ich mich eines Tages auf den Weg ihr persönlich etwas Wäschenähereien zu überbringen, und zu sehen wie es ihr denn so recht ginge. Sie war tief gerührt; besonders über das Päckchen mit allerhand guten Dingen vor dem Einschlafen zu schnuggeln. Da es ein weiter Weg zu ihr hin war, und winterkalt, und der Kaffee trinkbereit auf dem Tisch stand, nahm ich gern die Einladung zum „Vieruhrklock", wie sie scherzte, an.

Da ihr das Aufstehen und Gehen doch noch sichtbare Schmerzen verursachte, duckte ich sie auf ihren Korbstuhl zurück und lief zu dem altmodischen Glasschrank, um mir meine Tasse selbst herauszuholen. Eine von der Sammlung: „Gedenke Mein", wie Miralde selbst eine zum täglichen Gebrauch vor sich hatte. Ich griff nach der Tasse und wollte den Schrank schließen, als mein Blick auf ein zierliches Körbchen fiel, das, bis zum Rande mit Teelöffeln gefüllt, dastand. So griff ich auch da hinein, um einen für mich zu haben — ich hielt sie für die gestifteten Neusilbernen. Wie groß war mein Entsetzen aber, als ich einen echten, schweren Löffel mit Stempel und Monogramm packte. „Von meine Tante", — kam es schüchtern vom Sofatisch her — „Erbstücker!"

Ich war so frei mir unaufgefordert die „Erbstücker" näher anzusehen, und — fand meine eigenen zwei verschwundenen Teelöffel unter der gediegenen Kollektion. Sprachlos wandte ich Miralde mein zornsprühendes Antlitz zu. Sie saß wie versteint da. Endlich sagte sie gefaßt: „Gnädige Frau lassen Sie den Kaffee nicht kalt drüber werden! Achott na ja — ich hab se! Aber ich gäb 'nen Dahler, wenn ich wüßte, wie ich dazu gekommen bin. Sie müssen wohl mal abends mit die Schnuggelpäckchen mitgepackt sind, und — und nachher hab' ich mir bloß scheniert, sie abzugeben, weil gnäd'ge Frau wirklich hätten denken können, ich hätte sie mit Willen und Gedanken mitgenommen .... Das is doch klar!"

„Und die anderen mit den Monogrammen, von denen ich Ihnen bei jedem den Besitzer nennen könnte!"

„Ja, mit die is es ebenso! So 'ne Dinger verkrümeln sich so leicht — sagten gnäd'ge Frau doch selber mal! Ach Gott, ich hab' ja die Schwäche, ja, aber deshalb langfingern, nein, wahrhaftigen ...."

„Und wo haben Sie die Eßlöffel-Sammlung?" fragte ich schon halb belustigt.

„Unten! Es sind ihrer sechse — mehr brauch ich auch nich! Da sie mal hier sind, hab ich sie behalten, auch aus pureSchenierlichkeit — — — — Und wenn die Herrschaften mir nicht mit die Neusilbernen so gekränkt hätten, als ob die für unsereinen all lang zu schad' wären, denn ..... denn ....."

„... hätten die Silbernen nicht Beine bekommen!"

„Das is klar! Nu Sie wissen, werden Sie doch denken — — aber es muß sie mir rein beigestochen haben — — — und wenn mich meine Schenierlichkeit nich gehindert hätte, hätten Sie alle zurück." —

Was mir an der Sache imponierte, war, daß sich Miralde nicht aufs Heulen legte. Sie blieb dabei, sie wüßte nicht, wie die verpflixten Dinger in ihre Wohnung gekommen seien, und nahm die Angelegenheit von der rätselhaft spaßigen Seite.

Ich tat es schließlich auch, rührte meinen Kaffee mit meinem eigenen Löffel um und nahm ihr dann ihre „Schenierlichkeit", indem ich mein Eigentum selbst mit nach Hause führte.

Ich hörte auch, seit Miralde ihren Beruf wieder aufgenommen hatte, daß sich hier und dort in ihrem Kundenkreis längst verschollene silberne Eß- und Teelöffel auf rätselhafte Art wieder eingefunden hatten — aber ich verriet nichts.

Zur Belohnung dafür hat Miralde Wenig jetzt ihr eigenes Dutzend silberne Teelöffel und sechs Eßlöffel mit ihrem Namenszug, denn — sie näht und flickt immer nach wie vor bei mir und allen anderen. Und wir nehmen sie nach wie vor doch alle für eine ehrliche Haut. Und wenn mal von ganz rätselhaften Dingen die Rede ist, sagt sie mit ihrem dämlichsten Kalmückengesicht: „Das is doch grad wie damals mit die silberne Löffeln — — — ja, es gibt so Sachen ...!"

Und wir nicken zustimmend.

Sammeleifer und Tierquälerei.

Die Zeit des beginnenden Sommers, in dem sich unsere Jugend auf den Wiesen tummelt, ist zum großen Teil für die Tiere eine böse Zeit. Die Schuld daran ist der Sammeleifer der Jugend, der sich auf Schmetterlinge, Käfer, Libellen und Eidechsen erstreckt. Mit Stolz wird dann die Bereicherung der Käfersammlung oder der Schmetterlingssammlung vorgezeigt, welche durch eigene Arbeit erfolgte. Sehr wenige denken daran, wieviel bei der Unkenntnis unserer Jugend da an Tierquälerei geleistet wurde. Der naturwissenschaftliche Drang unserer Schuljugend, der sich in diesem Sammeleifer kundtut, soll gewiß nicht unterbunden werden, zumal das eigenhändige Sammeln der Tiere nicht nur zur Belehrung der Jugend viel beiträgt, sondern auch die Freude an der wissenschaftlichen Sammlung erhöht. Aber es seien hier einige Winke gegeben, wie man dem Sammeleifer huldigt, ohne sich jedoch einer Tierquälerei schuldig zu machen. Was werden z. B. bei dem Sammeln von Käfer für Grausamkeiten begangen, die sicherlich zur Verrohung unserer Jugend beitragen müssen. Erstens werden wahllos alle Käfer gejagt. Kaum sind sie gefangen, dann werden sie mit einer Nadel aufgespießt und so — lebend — auf das Sammelbrett mit der Nadel geheftet, bis die armen Käfer langsam an der Wunde und am Hunger zu Grunde gehen. Dieser Todeskampf dauert oft viele Tage und wird von der Jugend mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist klar, daß dies nicht zur Veredelung der Sitten beiträgt. Man sollte deshalb die Knaben und Mädchen, welche auf die Käferjagd ausgehen, daran gewöhnen, bei sich stets ein kleines Fläschchen mit reinem Alkohol oder 95 prozentigen Spiritus zu tragen. Bevor der Käfer aufgespießt wird, muß er erst mit dem Alkohol getötet werden. Dann wird die Sammelwut ohne Tierquälerei vor sich gehen.

Krieg.

Von Helene, Königin von Italien.

Zu dem Fürsten sprach die Fürstin:
„Sage, ist der Krieg nicht furchtbar?
Ist nicht furchtbar dieses Ringen?
Dieses Schlachten all der Männer,
Die, auf blutgedüngter Erde,
Selbst aus tausend Wunden blutend,
Stöhnend auf der Wahlstatt liegen
Und ihr Leben, ihr so junges,
Fern vom Vaterland verhauchen?
Sage, ist der Krieg nicht furchtbar?
Ist nicht furchtbar dieses Sterben?
Ach, und wird sich das nicht wenden?
Werden nicht die Zeiten kommen,
Die das Grau'n der Kriege enden?
Werden nicht die Zeiten kommen,
Wo uns ew'ger Frieden blühet,
Und das Vaterland, das teure,
Nicht mehr blut'ge Opfer fordert?"

Also sprach die junge Fürstin
Zu dem Fürsten ihrer Seele.

Er jedoch gab keine Antwort.
Keine and're Antwort gab er
Als: er faßt sie an den Händen,
An den zarten, weißen Händen,
Die in seinen leis erbeben.
Und er zieht sie hin ans Fenster
An das Fenster seines Konaks.

Auf den Schloßplatz weist er nieder,
Wo so viele Kinder spielen.
„Sieh die Kinder, wie sie spielen",
Also sagt der Fürst zur Fürstin.
„Wie in friedlich frohem Spiele
Ihre Wangen rot erglühen,
Ihre Augen heller leuchten
Ihre Herzen hellauf jauchzen,
Wie nur eitel Lust und Freude
Ihre Seelen froh erfüllet.
Aber wehe! Ach was seh' ich?
Dort beginnen sie zu streiten,
Sich mit hartem Wort zu schelten
Und — o sieh doch nur, Geliebte:
Die sich just so gut vertragen,
Liegen jetzt sich in den Haaren,
Sieh! Es bilden sich Parteien,
Jeder schlägt jetzt auf den andern,
Kinder sind's. Und glaub, Geliebte,
Unsre Völker sind auch Kinder,
Und so lang sie Kinder bleiben,
Halten sie auch keinen Frieden,
Ist der Friede ganz unmöglich."

Also sprach der Fürst. Die Fürstin
Aber hört es. Und dann fragt sie:
„Siehst du dort den einen Knaben,
Der dort abseits steht und lächelnd
Nur dem wilden Kampfe zusieht,
Weshalb, sage mir, Geliebter,
Weshalb kämpft denn nicht auch jener?"

Und der Fürst: „Weil er der Stärkste.
Und so wollen wir auch sehen,
Daß wir bald die Stärksten werden,
Denn dem Starken nur, Geliebte,
Blüht der Friede hier auf Erden."

Richard Wagner an seine Mutter.

Als Richard Wagner gestorben war, veröffentlichte Ferdinand Avenarius einen Brief, den der Meister in jungen Jahren an seine Mutter gerichtet hat. Wir geben ihn hier wieder:

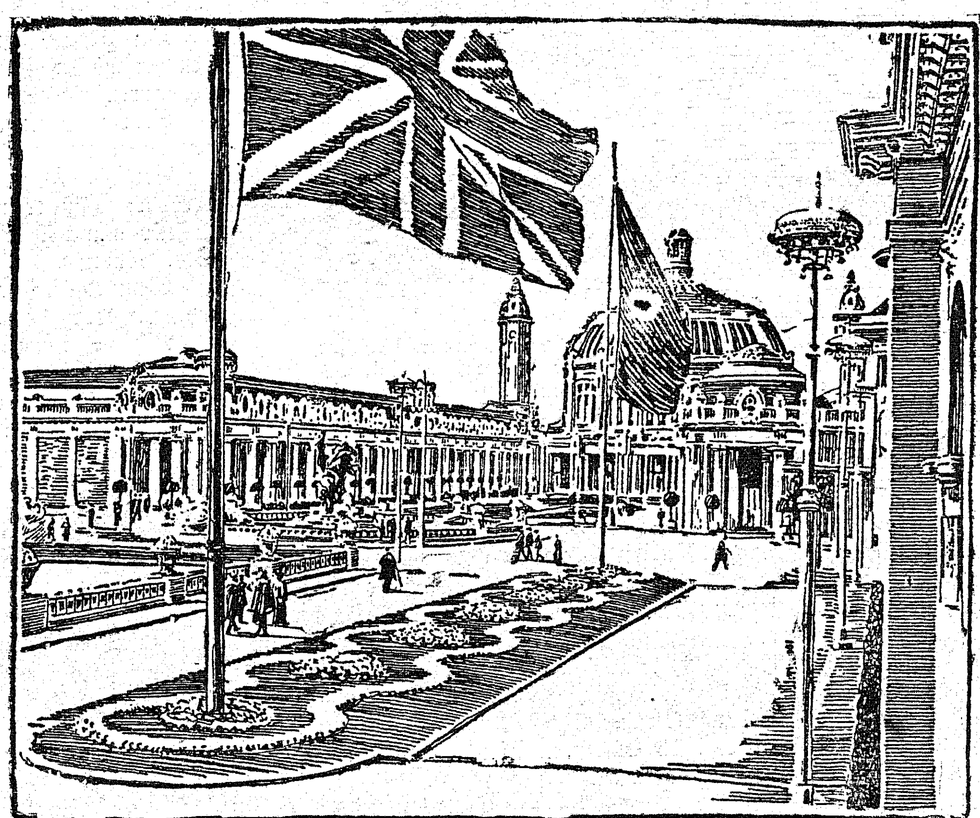
Meine liebe Mutter

seit so langer Zeit habe ich Dir nicht zum Geburtstag gratuliert, daß es mir völlig wohl thut, endlich einmal des rechten Tages — den ich leider so oft im Drange der Zeiten übersah — wahrnehmen zu können, um Dir zu sagen, wie innig es mich erfreut, Dich uns immer noch mit Leib und Seele nah zu wissen. Dir immer von Zeit zu Zeit noch einmal die Hand zu drücken und mit Dir und durch Dich der eigenen Jugend gedenken zu können, die durch Dich geschützt und gepflegt wurde. Nur in dem Bewußtsein, daß Du noch unter uns weilst, können Deine Kinder sich noch recht deutlich als eine Familie fühlen; die das Leben dort- und dahin zerstreute, hier und dort neue Verwandschaftsbande knüpfen ließ, — denken sie an Dich, die alte Mutter, die keine anderen Bande auf dieser Welt fand, als die, welche sie an ihre Kinder knüpfen, so sind sie alle auch wieder eins, sind Deine Kinder! — Nun gebe Gott, daß uns dies Glück noch für recht lange beschieden sein möge; daß Gott Dich noch recht lange bei klarem Bewußtsein erhalte, um Dir auch die einzige Freude, die Du auf der Welt haben kannst, — die Freude, dem Gedeihen Deiner Kinder mitfühlend zuzusehen — bis an Dein Ende zutheil werden lassen! Fühl' ich mich so bald gedrängt, bald gehalten, immer strebend, selten des vollen Gelingens mich freuend, oft zur Beute des Verdrusses über Mißlingen, — fühl' ich mich fast immer empfindlich verletzt durch rohe Berührungen mit der Außenwelt, die ach, nur selten, — fast nie! — dem inneren Wunsche entspricht, so kann mich einzig der Genuß der Natur erfreuen; — wenn ich ihr oft weinend und in bitterer Klage in die Arme werfe, hat sie mich immer getröstet und erhoben, in dem sie mir zeigte, die eingebildet alle die Leiden sind, die uns beängstigen. Streben wir zu hoch hinaus, so zeigt uns die Natur recht liebevoll, daß wir ja nur ihr angehören, daß wir ihr entwachsen, wie diese Bäume, diese Pflanzen, die sich aus dem Keim entwickeln, aufblühen, sich an der Sonne erwärmen, der kräftigenden Frische sich erfreuen, und nicht eher welken und ersterben, als bis sie den Samen ausgestreut, der nun wieder Keime und Pflanzen treibt, sodaß das einmal Erschaffene in immer erneuter Jugend fortlebt. Wenn auch ich mich nun so recht innig der Natur angeboren fühle — so schwindet da jeder eigene Egoismus, und wenn ich jedem guten Menschen die Hand reichen möchte, wie sollte es mich denn nicht um so eher nach der **Mutter** verlangen, deren Schooß ich entkeimte, und die nun welkt, da ich blühe! Wie müssen wir denn lächeln über diese wunderlichen Irrungen und Verkehrtheiten unserer menschlichen Gesellschaft, die sich peinigt, um Begriffe zu erfinden, durch die jene lieblichen Bande der Natur so oft verwirrt, getrennt und verletzt werden! — Mein gutes Mütterchen, mag viel Wunderliches zwischen uns getreten sein, wie schnell verwischt sich alles das! Wie wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein schönes, belaubtes Thal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Thräne entrinnt, — so ist es mir, wenn ich durch allen Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute alte Mutter, und nimmt er Dich mir einst, so mach' er's recht mild und sanft! Von Sterben ist da nicht die Rede, wir leben ja für Dich weiter. und zwar ein reicheres, vielgestaltigeres Leben, als das Deine sein konnte; drum danke Gott, der Deinen Leib so glücklich segnete! —

Lebe wohl, mein gutes Mütterchen!

Dein Sohn Richard.

Dresden, 19. Sept. 1846.



Die Haupthalle und Hauptpromenade der kürzlich eröffneten Weltausstellung in Gent.

Etwas von der Myrte und vom Hochzeitsglauben.

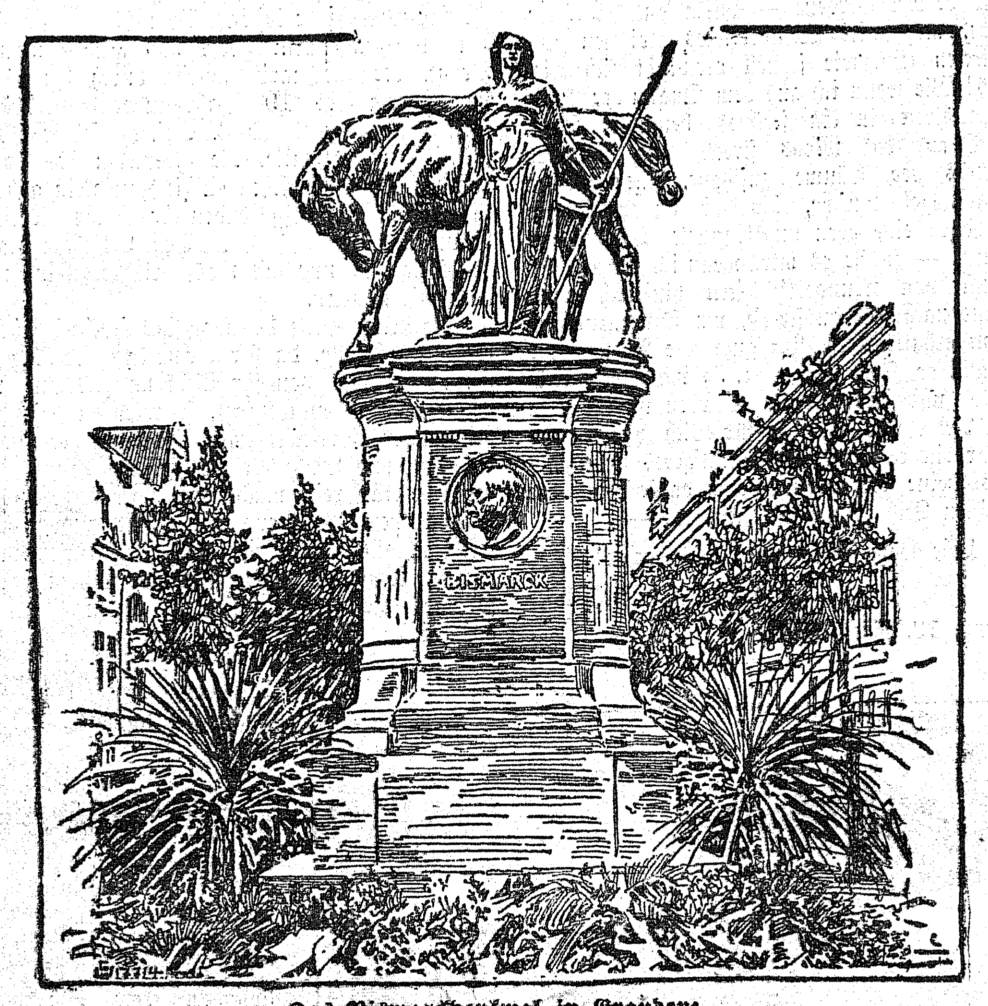
A. W. Kahle-Häser.

Der Brautkranz, das Symbol der Jungfräulichkeit, hat von jeher eine große Rolle gespielt. Aus der ersten christlichen Zeit ist auf dem Boden eines in den Katakomben gefundenen Goldglases Christus dargestellt, wie er zwei Brautleute bekränzt. Doch scheint im allgemeinen die Bekränzung der Braut nicht häufig stattgefunden zu haben, da die Christen sich keiner Blumenkränze bedienten. Trotzdem bürgerte sich diese Sitte bald ein, was daraus hervorgeht, daß geradezu ein Feldzug gegen die Bekränzung christlicher Brautleute mit Blumen eröffnet wurde. Weil aber das Christentum immer mehr Verbreitung fand, wurde bei den Christen die Bekränzung der Brautleute mit der Zeit ein lieber Brauch. Bei den Griechen bestand der Brautkranz bei den Aermeren aus Olivenzweigen, bei den Reichen aus Gold und Silber. Im fünften Jahrhundert fand die Bekränzung im Heim der Brautleute statt, später wurde sie in der Kirche vorgenommen, eine Zeremonie, die bei den Griechen regelmäßig durch den Priester, bei den Römern durch den Brautführer vorgenommen wurde. Die Myrte als Brautkranz, der erst seit der Reformation bekannt ist wird selten erwähnt. Früher waren sehr kostbare Brauthäubchen beliebt, auch der Rosmarin zierte das Haupt mancher Braut, der Rosmarin wurde durch die Myrte im Anfang des 19. Jahrhunderts verdrängt. Voß berichtet uns im 6. Gesang seiner Idylle „Luise", wie Amalie, die Freundin der Braut, von dem Myrtenstöckchen einige Zweiglein abbricht und den daraus entstehenden Kranz der lieblichen Braut ins Haar drückt. Der Volksaberglaube beschäftigt sich nur mit Rosmarinzweiglein, nicht aber mit Myrten.

Natürlich spielt der Tag der Hochzeit überall eine große Rolle, da der **Sonntag** der Tag der Sonne ist und von ihr Licht und Wärme und damit auch Leben ausgeht, so wird er besonders bei solchen Völkerstämmen gewählt, bei denen Ackerbau und Viehzucht die Existenz bieten. Da der **Montag** reich macht, und nach anderer Auffassung dem Vollmond die Kraft zugesprochen wird, in günstiger Weise auf die Heiratenden zu wirken, damit sie später alles im Vollen haben, so wird die Hochzeitsfeier in vielen Gegenden auf diesen Tag verlegt. In England gilt der **Dienstag** als für die Hochzeit glückbringend, denn dort sagt man: „Dienstag" macht gesund". Auch in Bayern wird der Dienstag ausschließlich als der am wenigsten Sorge bringende Hochzeitstag gepriesen, weil dieser Tag der Göttin Zio geweiht und deshalb gegen Zauberei und böse Wünsche gefeit ist. Der **Mittwoch**, der dem Wuotan, dem Wütenden, gehört, der als Sturmgott und Todesgott angesehen wird, gilt als Hochzeitstag nicht glücklich. Der Italiener spricht sich darüber aus: „Mittwochsbraut bringt den Mann ins Unglück". Mit dem **Donnerstag** hat es eine ähnliche Bewandtnis. Nach dem Gewittergott Donar ist er benannt; deswegen sagen auch die Märker: „Wenn man am Donnerstag freit, so donnert's in der Ehe". Wenn er aber trotzdem zum Hochzeitstag oft gewählt wird, so geschieht es wohl in der Anschauung, daß das Gewitter Fruchtbarkeit erzeugt, und als Gott des Feuers, auch Beschützer des häuslichen Herdes und der Familie ist. Ist auch der **Freitag** der Göttin der Liebe, der Venus, gewidmet, so wählt man ihn doch selten zum Hochzeitstag; vielleicht hängt dieses Vorurteil mit der Scheu vor dem „stillen Freitag" zusammen. Auch in Italien gilt der Freitag als Unglückstag. Aehnlich verhält es sich mit dem letzten Wochentag, dem **Sonnabend**, der als schlechtes Vorzeichen für den zu erwartenden Wohlstand angesehen wird. Auch er wird selten als Hochzeitstag gewählt, weil der Volksmund annimmt, daß derjenige, der einen entscheidenden Schritt an ihm unternimmt, wunsch- und energielos weiter wandern und, sowohl was Stellung und Besitz anlangt, stets unten bleibe.

Statistisches aus dem Familienleben der Hohenzollernfürsten.

Zur Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise dürfte ein Rückblick auf das Familienleben der Hohenzollernfürsten und auf den Kindersegen im Hause Hohenzollern nicht ohne Interesse sein: Unter den Hohenzollernfürsten war Kaiser Wilhelm I. der einzige, der mit seiner Gemahlin das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert hat. Der kinderlose Friedrich der Große ließ den 50. Jahrestag seiner Vermählung mit der Prinzessin



Das Bismarckdenkmal in Graudenz,

dessen Enthüllung vor einigen Tagen stattfand. Das Denkmal ist eine Schöpfung von Professor Heinrich Günther-Gera: Eine germanische Speerjungfrau, die den rechten Arm auf den Hals des niedergebeugten Walkürenrosses gelegt hat und in der Linken Speer und Rundschild trägt, in Ueberlebensgröße aus getriebenem Kupfer modelliert, erhebt sich auf einem Sockel aus schlesischem Granit von 4½ Meter Höhe. Eine schwarze Marmorplatte in der Mitte der vorderen Postamentsfläche umgibt das Bronzerelief Bismarcks.

Elisabeth von Braunschweig-Bevern ohne jede Feier vorübergehen. Von den früheren Regenten waren mehrere zwei oder dreimal verheiratet; nur neun von ihnen erlebten eine Dauer ihrer Ehe über das 30. Jahr hinaus, während im ganzen 14 von ihnen die silberne Hochzeit feiern konnten. Der älteste aller Hohenzollernfürsten bei ihrem Eintritt in die Ehe war Kaiser Wilhelm I. mit 32 Jahren; die jüngsten Joachim I. und König Friedrich Wilhelm I. mit 18 Jahren. Das Alter der Bräute betrug im Durchschnitt $18^1/_2$ Jahre. Hierbei ist nur von den Vermählungen in erster Ehe die Rede, da ja Johann Georg, der gleich Kaiser Wilhelm I. die Geburt eines Urenkels erlebte, in seinem 52. Jahre in dritter Ehe die kaum 14jährige Prinzessin Elisabeth von Anhalt heimführte, die ihm noch 10 Prinzen und Prinzessinnen schenkte. Die Gesamtzahl seiner Kinder betrug 23, und um für diesen reichen Kindersegen ein entsprechendes Unterkommen zu schaffen, wurde der Mittelbau zwischen den beiden Schloßhöfen, der sogenannte Lynar'sche Bau, errichtet. Auch andere Herrscher aus dem Hause Hohenzollern erfreuten sich einer stattlichen Anzahl von Nachkommen, so Albrecht Achilles, der 19, Friedrich Wilhelm I., der 14 und der Große Kurfürst, der 13 Söhne und Töchter hatte. Trotz dieser großen Zahlen ereigneten sich in den Jahren von 1400 bis 1700 nur 5 Zwillingsgeburten. 316 Jahre lang, vom Regierungsantritt des Kurfürsten Albrecht Achilles bis zum Tode Friedrichs des Großen, von 1470 bis 1786, war die Nachfolge auf dem Thron eine ganz direkte, ununterbrochene der männlichen Linie. Die Kurfürsten und Könige gelangten durchschnittlich in einem Alter von 35 Jahren zur Regierung; auch hier ist Kaiser Wilhelm I. der älteste gewesen. Die durchschnittliche Regierungsdauer der einzelnen Regenten beträgt mehr als 26 Jahre, während z. B. die Habsburger nur eine durchschnittliche Regierungsdauer von 23 Jahren aufzuweisen haben. Interessant ist in Bezug auf die Fürstinnen des Hohenzollernhauses, daß die Gemahlin Joachims I., Elisabeth von Dänemark, bis in ihr 70. Jahr 70 Nachkommen erlebt hat, u. z. 5 Kinder, 7 Schwiegerkinder (einschließlich der der zweiten Ehe), 32 Enkel, 3 Urenkel und 6 Enkelmänner, bezw. Enkelfrauen. Ihr zur Seite steht ebenbürtig Johann Georg mit 23 Kindern, 4 Schwiegerkindern, 16 Enkeln, 1 Urenkel und 2 Enkelmänner- und Frauen.

Für Küche und Haus.

Spinatsuppe (4 Personen.) Eine kleine Zwiebel wird sehr fein gehackt und mit 1 guten Löffel Butter und einem kleinem Löfel Mehl leicht geschwitzt; sie darf jedoch nicht braun werden. Jetzt gebe man den durchgeriebenen Spinat hinzu, rühre alles durcheinander und lasse es einige Minuten anziehen. Hierauf gebe man unter fortwährendem Rühren allmählich 1 Quart Brühe hinzu, die man aus kochendem Wasser mit 3 Maggiwürfeln bereitet hat. Dann gibt man eine Tasse saure Sahne und 2 in Achtel geschnittene, hart gekochte Eier in die Suppenschüssel, richtet die Suppe darüber an und verrührt sie mit einem Löffel.

Kräutersuppe. Man nehme zwei Handvoll Sauerampfer, zwei Handvoll Kopfsalat, eine Handvoll Spinat, eine halbe Handvoll Petersilie und etwas Dill, alles wohl gewaschen und gut abgelaufen, aber nicht ausgedrückt, scheide es fein, übergieße es mit zwei Eßlöffeln reinem Suppenfett, decke es zu und lasse es eine Stunde recht langsam dämpfen. Sodann gieße man $1^1/_2$ Quart kochende Fleischbrühe daran, die man auch mit 4 Maggiwürfeln herstellen kann, würze mit Salz und Muskatnuß und richte, wenn es noch eine Weile gekocht hat, über mit Butter gerösteten Weißbrotschnittchen an.

Grüne Erbsen nach englischer Art. Ausgehülste Erbsen kocht man in wenig Wasser mit 1 Maggiwürfel und 1 Messerspitze Soda weich, läßt die Erbsen durch einem Schaumlöffel ablaufen, bestreut sie mit fein gehackter Petersilie und gibt im Moment, wo sie angerichtet werden, einige Butterkugeln darauf.

Einmachen unreifer Stachelbeeren. Hierzu nimmt man am besten rote, feste Stachelbeeren, pflückt sie aber nicht grün, sondern wenn sie zur Reife übergehen wollen, reinigt sie von Stengel und Blume und gißt sie mit einer leichten Syruplösung in Flaschen, läßt diese luftdicht verschlossen in kochenden Wasser etwa 10 Minuten lang kochen und in dem Wasser dann erkalten.

Galante Einfälle.

Von Paul Mira.

Die schönsten Geheimnisse enthüllen uns verschleierte Frauenaugen.

Vielen Frauen fehlt etwas, wenn ihnen nichts fehlt.

Eine Frau beurteilt oft den Wert der Dinge nach dem Neid, den sie erregen.

Die Frauen hören lieber noch, wenn du von den Schwächen ihrer Freundinnen sprichst, als von ihren eigenen Vorzügen.

Frauen suchen auch zu ihren stillsten Schmerzen einen lauten Tröster.

Verliebte Frauen verlieren Herz und Verstand, verliebte Männer nur den Verstand.

So mancher holt sich seine Karriere auf dem Standesamt.

Wenn die Liebe im Sterben ist, analysiert man die Vorzüge der Geliebten zugrunde.

Manche Frau trägt auch alte Empfindungen auf.

Ein schlechter Gastwirt ist oft für Junggesellen der beste Heiratsvermittler.

Wenn man alt wird, sollte man seine Ideale färben und nicht seine Haare.

Briefkasten der Redaktion.

Könnte Vielleicht jemand der geehrten Leserinnen oder Leser mir irgend ein unschädliches Mittel zur Entfernung der sogenannten „Mitesser" im Gesicht empfehlen? Für guten Rat im Voraus besten Dank. H. A.

Küchenzettel für die Woche.

Sonntag: Champignon-Suppe, Gänsebraten, grüner Salat, neue Kartoffeln, Spargel mit brauner Butter, Mandelauflauf.

Montag: Kräutersuppe, Beefsteaks, Bratkartoffeln, Blumenkohl, Rhabarberkompot.

Dienstag: Graupensuppe, Schweinebraten, junge Mohrrüben, Salzkartoffeln, Arme Ritter mit Himbeersaft.

Mittwoch: Sauerampfersuppe, Kalbsschnitzel, Spinat, Aprikosenkompott.

Donnerstag: Erbsensuppe, Zrazy à la Nelson, Salat, Spargelgemüse.

Freitag: Gebratener Hecht, Kopfsalat, Kartoffelpuree, Kalter Barszcz, Naleśniki.

Sonnabend: Brühe mit Semmelklößchen, Suppenfleisch mit Schnittlauchsauce, Apfelsinenkompott.